

CATRIONA
WARD

SUNDIAL
Das Haus in der Wüste

Aus dem Englischen von Susanne Picard

FESTA

Die englische Originalausgabe *Sundial*
erschien 2022 im Verlag Viper.
Copyright © 2022 by Catriona Ward

1. Auflage Juli 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Joern Rauser
Titelbild: Festa Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-069-4
eBook 978-3-98676-070-0



*Für Agnes Matilda Cavendish Gibbons
und Jackson Blair Miller, die wonnigsten
Patenkinder mit den hellsten Köpfchen,
die ich mir nur wünschen kann.*

Rob

Es sind die Windpocken, die es für mich zur Gewissheit machen: Mein Mann hat schon wieder eine Affäre.

Das erste Pöckchen auf Annies Haut finde ich morgens an dem Tag, an dem die Party der Goodwins stattfinden soll. Sie sitzt gerade in der Wanne, und hinter dem Fenster des Badezimmers ist ein Quadrat winterlich blauen Himmels zu sehen. Die nackten Zweige der Sykomoren werfen scharfe Schatten auf die weißen Kacheln. Annie sitzt im Schneidersitz – im lauwarmen Wasser. Ihre Lippen bewegen sich, sie summt ein wortloses Lied für all die Plastiktiere, die um sie herum auf dem Wasser dümpeln. Wenn es auch nur ein Grad wärmer ist als Blut, setzt Annie keinen Fuß ins Badewasser. Sie mag auch keine Dinge, die zu salzig sind, zu süß oder zu sauer, und ihre Lieblingsgeschichten sind solche, in denen gar nichts passiert. Sie scheut die Extreme. Die Sorge um dieses zweite Kind, das ich habe, erfasst mich auch körperlich auf eine Weise, wie ich es von Callie nicht kenne. Annie ist für ihre neun Jahre so klein, dass die Leute oft annehmen, sie sei jünger. Callie hingegen macht mir ganz andere Sorgen.

Die Party bei den Goodwins im Januar hat Tradition. Sie nennen sie ihre »Wir verscheuchen den Winterblues«-Sause. Die Goodwins sind eine fröhliche Familie, die im Haus links neben uns wohnt. Ihre beiden klugen Söhne Sam und Nathan sind in etwa so alt wie Callie, sie haben sowohl interessante Bekannte als auch einen ausgezeichneten Wein-, Speisen- und Kunstgeschmack. Auf dieses Fest freut sich unsere Familie das ganze Jahr. Die Zeit bei den Goodwins ist für uns immer ganz wundervoll.

Annie beugt sich vor und flüstert der Gummiente in ihrem Schoß etwas zu. Der Anblick ihrer verletzlichen Wirbelsäule, die dunklen Haarsträhnen, die ihr im Nacken kleben ... Beides schnürt mir heiß die Kehle zu. Ich weiß nicht, wie das bei anderen Leuten ist, aber mir fällt es oft schwer, Liebe und Übelkeit voneinander zu trennen.

»Arme hoch«, kommandiere ich. Annie gehorcht, und weil sie das tut, sehe ich es: eine rote Pocke auf ihrem Oberarm. Ich erkenne sofort, um was es sich handelt. Ich lege ihr die Hand auf die Stirn, dann auf den Rücken. Beides ist warm. Zu warm.

Annie kratzt sich den Oberarm, dann nehme ich ihre Hand in meine. »Aufhören«, sage ich sanft. »Das macht es nur schlimmer, kleine Rübe.«

Sie gibt einen Laut des Unbehagens von sich. »Ich bin keine Rübe«, erklärt sie.

»Dann eben ein Blumenkohl.«

»Nein!«

»Rosenkohl?«

»Nein, Mama!« Aber sie hört auf, sich zu kratzen.

Sie ist ein fügsames Kind.

Ich ertappe mich dabei, wie ich meinen eigenen Arm ebenfalls empathisch kratze. Manchmal verwechsle ich meinen Körper mit dem meiner Kinder.

Ich bringe Annie ins Bett, danach stelle ich mich vor den Badezimmerschrank. Die Fächer darin sind so überfüllt, wie es bei einer lebhaften Familie mit zwei Kindern überall der Fall ist. Ich krame in altem Hustensaft, Einwegrasierklingen, Nagelscheren, Irvings Diabetes-Tabletten, meiner Pille, der Munddusche, die wir nie benutzen, Aspirin und einer alten, zerbrochenen Puderdose herum. Wenn ich mal Zeit habe, werde ich hier ausmisten müssen. Ganz hinten finde ich schließlich, was ich gesucht habe: eine volle Tube Zinksalbe. Die Öffnung der Tube ist schon ganz verkrustet, aber die Salbe ist noch gut. Ich habe sie vor ein paar Monaten für Callies Ekzeme gekauft.

Annie hat Fieber, 38,6 °C, ihr Blick irrt noch ruheloser umher als sonst. Ich hätte das früher bemerken müssen. Wirklich. Mich überkommt ein deutliches Gefühl von Schuld. Sie kratzt sich wieder am Arm.

»Nein, Süße«, sage ich, hole ein Paar Fäustlinge aus der Kommode, nehme Klebeband aus Irvings Werkzeugkasten und befestige die Fäustlinge an den Ärmeln ihres Schlafanzugoberteils, nachdem ich sie von oben bis unten mit Zinksalbe eingeschmiert habe. Dann gebe ich ihr noch ein Aspirin.

»Rob!«, ruft Irving die Treppen hinauf. Morgens ist seine Stimme immer rau. »Porridge ist fertig.« Er räuspert sich. »Und der Kaffee auch«, fügt er hinzu.

Ich sitze auf Annies Bettkante und gestatte mir einen Augenblick überwältigender Erschöpfung. In solchen Momenten empfinde ich es als unglaublich entspannend, bei meiner jüngeren Tochter zu sein, sie beruhigt mich und hilft mir, meine Gedanken zu ordnen. Irving und ich stecken schon so lange in dem immer gleichen Teufelskreis.

Im Kopf lasse ich einen Entscheidungsbaum entstehen. Dann gehe ich nach unten in die Küche, um die Neuigkeit loszuwerden.

In der Küche erzählt Callie eifrig und mit hoher Stimme von dem, was sie bewegt. »Und sie haben ihn erwischt, weil die Tankstelle eine Überwachungskamera hat«, erläutert sie. »Da hat er den Zement gekauft.«

»Wo hast du das denn her, Schnips?«, fragt Irving mit einer Stimme, in der auch schlechte Laune mitschwingt. Er tut mir sogar etwas leid. Callie spricht gern schon beim Frühstück über Morde. »Was hast du da wieder gelesen?«

»Nichts Besonderes«, erwidert Callie. »Hier und da so Kleinigkeiten. Die Frau wurde freigesprochen. Alles war schwer zu beweisen. Man hatte ihm Luft injiziert, nur Luft! Das verursacht eine Lungenem... embo...lie. Oder hieß das Embolismus? Nein, es war Embolie.«

Ich gehe zu Irving, der an der Kaffeemaschine steht. »Annie hat die Windpocken«, sage ich leise. »Ich verstehe gar nicht, wo sie sich angesteckt haben könnte. Wann kann sie denn der Krankheit ausgesetzt gewesen sein? Und außerdem ist sie doch geimpft.«

»Die Impfung schützt nicht zu 100 Prozent.« Unter Irvings Augen sind die Tränensäcke deutlich sichtbar, er hat dunkle Ringe unter den Augen. Sein Blick glüht. Er hat eine schlimme Nacht hinter sich.

»Und natürlich gehören wir zu dem einen Prozent, das Pech hat«, murre ich.

Er lächelt dünn und löffelt Porridge in Callies Schüssel. Zeichentrück-Rentiere laufen um den inneren Rand, gleich über dem breiigen Inhalt. Er fügt ein paar in Scheiben geschnittene Erdbeeren hinzu und gießt noch eine ordentliche Portion des zähen Sirups darüber, den Callie so mag. Ich lege ihm eine warnende Hand auf die Schulter. *Nicht zu viel*. Callies Körper scheint ihr nicht sagen zu wollen, ab wann er von etwas zu viel hat. Wenn man das nicht unauffällig kontrolliert, futtert sie, bis es schmerzt, bis sie sich übergibt. Und heute kann ich keine zwei kranken Kinder gebrauchen.

Irving schüttelt mich kurz ab wie ein Pferd, das eine Fliege loswerden will, und kippt noch einen Schwung Sirup über den Porridge. Irving liebt Süßigkeiten, darf sie aber nicht essen. Also stopft er seine Tochter mit den Dingen voll, die er selber gern essen würde. Aber er steht ja auch nicht die Nächte mit ihr zusammen durch.

Callie sitzt am Tisch und beobachtet uns. Sie hat gesehen, dass ich Irving daran hindern wollte, ihr zu viel Sirup über den Porridge zu gießen, das weiß ich ganz genau. Plötzlich wird die Atmosphäre unbehaglich. Ich weiß eigentlich nie, was Callie wirklich denkt.

»Arme Annie«, murmelt sie und knabbert an einem Fingernagel. »Trauriger Smiley.« Das ist eine ihrer

neuesten Macken, ihre Gefühle mithilfe der kleinen Emojis auszudrücken, die man in Textnachrichten verschickt. Mich macht das entweder wütend oder ich lache darüber.

Irving stellt die Schüssel vor Callie ab. Sie ist groß für ihr Alter, hat goldgetönte Haut, ein breites, eckiges Gesicht und leuchtend grüne Augen. Wenn sie spricht, klingt es ein bisschen schrill und angestrengt, als würde jemand Akkordeon spielen.

»Mom kann sich doch um Annie kümmern«, meint Callie. »Dad, wir beide können ja auch allein zu den Goodwins gehen.« Sie taucht den Finger tief in den Porridge und steckt ihn in den Mund, während sie mich betrachtet. »Partyhut- und Weinglas-Smileys.«

Sie und Irving haben da so einen kleinen Privatclub, ganz für sich.

Irving sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. So hat er mich auch in dieser Bar angeblickt, als er mich zum ersten Mal gesehen hat. Früher brachte das mein Herz immer zum Rasen. Diese Intimität. Diese stumme Frage, auf die nur ich eine Antwort habe.

»Nimm einen Löffel, sei so gut«, bitte ich Callie. »Und dann ... Nein, tut mir leid, Liebes. Wir müssen alle zu Hause bleiben. Du könntest das Virus schon in deiner Kleidung haben. Auf dieser Party wird es viele kleine Kinder geben, und wir wollen doch nicht das Risiko eingehen, dass sie sich anstecken.«

»Rob«, mischt sich Irving ein. »Lass sie doch gehen.«

Irving will selbst hingehen, ganz der Partylöwe, der attraktive Professor der Biochemie, der die Augenbrauen über Leute hochzieht, die ihn nicht schon hundertmal

so erlebt haben. Aber am meisten wünscht er sich wohl, mit ihr in einer Menschenmenge zusammenzutreffen, ihr Blicke aus der Entfernung zuzuwerfen und selbst zugeworfen zu bekommen, während sie beide mit ganz anderen Menschen sprechen. Er wünscht sich, die feuchten Fingerabdrücke auf den Weingläsern des jeweils anderen zu hinterlassen, das Verlangen zu spüren, das sich wie feiner Golddraht von einem zum anderen zieht. Das habe ich alles schon erlebt und werde es zweifellos wieder erleben.

»Ich will mich mit Nathan und Sam treffen«, murrte Callie.

»Die kannst du doch immer wieder treffen«, vertröste ich sie. »Die leben schließlich nebenan.«

»Nicht wenn ich mir die Rippen breche«, behauptet Callie. »Oder Hepatitis bekomme. Oder Bleichmittel trinke und dann sterbe.«

»Callie, bitte. Es werden Babys, Schwangere und alte Leute kommen. Vielleicht sind manche Kinder noch nicht geimpft. Möchtest du dafür verantwortlich sein, wenn sie krank werden? Ich meine es ernst. Wir bleiben lieber zu Hause. Ich weiß, wie schnell man sich ansteckt. Wenn einer meiner Viertklässler die Grippe hat, sind innerhalb einer Woche alle krank.«

Callies Schrei beginnt ganz tief in ihrer Bauchhöhle, wie das Fauchen einer fetten Katze. Dann geht es los wie eine Rakete, es ist ohrenbetäubend. Es ist so laut, dass ich es wie einen Fausthieb spüre und in der Luft so klar sehe, als wären es Sterne. Irving beugt sich über sie und flüstert ihr etwas ins Ohr. Callie schreit lauter und immer schriller. Ich wechsele einen Blick

mit Irving. Ich gestatte meinem Mundwinkel, sich ein wenig zu heben, nur ein winziges bisschen. *Wider-sprich mir noch ein Mal*, denke ich in seine Richtung. *Wag es ja nicht, Callie zu sagen, sie kann mit dir zu der Party gehen.*

Er senkt den Blick, streicht Callie über die Schulter und murmelt etwas über Pfannkuchen in sich hinein. Das Kreischen verstummt und macht einem kleinen Kichern Platz. Sie und Irving starren mich an. Um ihre Lippen tanzt das gleiche kleine Lächeln. Sie haben den gleichen Mund. Und das macht mich rasend, auch wenn ich weiß, dass es das nicht sollte.

»Jetzt reicht's aber!«, rufe ich. »Los, rauf mit dir und räum dein Zimmer auf. Und wechsele die Bettwäsche! Vielleicht verschwindet dann auch dieser komische Geruch aus dem Raum.«

Callie legt die Hand über den Mund und lacht sich ins Fäustchen. Irving steht auf und will sich lieber um das Geschirr kümmern, als ginge ihn das alles nichts an. Ich bohre meine Blicke in seinen Hinterkopf, an diese rötliche Stelle, wo der Friseur zu viel Haar weggeschnitten hat. Und ich wünschte, es gäbe etwas, womit ich ihn verletzen könnte. So wie er das immer mit mir macht. Aber diese Macht habe ich nicht.

Also nehme ich einfach Callies Schüssel mit dem restlichen Porridge und bringe sie die Treppe hinauf. In großen, kühlenden Portionen trage ich ihn auf Annies Ausschlag auf. Sie legt ihre heiße kleine Wange auf meine Hand, und das hilft ein bisschen.

Ich schreibe Hannah Goodwin eine kurze Nachricht. *Tut mir leid! Wir haben hier die Windpocken. Ist wohl besser, wir bleiben zu Haus. Trauriger Smiley.* Ärgerlich lösche ich den letzten Teil wieder. Callies Angewohnheit ist wohl so ansteckend wie die Windpocken. *Viel Spaß euch, und kommt nächste Woche mal auf ein paar Drinks vorbei. R.*

Ich lese die Nachricht noch einmal sorgfältig durch und ersetze das *R* durch *Rob x*. Ja, so ist es besser. Das sieht normal aus.

»Das wird sicher lustig«, sage ich zu Irving und Callie.
»Wir machen einfach einen Familientag draus. Filme, Spiele, chinesisches Essen ...«

Jeder von uns hat ernstliche Vorbehalte gegen den Filmgeschmack der anderen. Aber wir bringen es auf den kleinsten gemeinsamen Nenner und rufen einen Film auf, den eigentlich keiner wirklich gern sehen will: über einen Mann, dem ein gigantisches Kaninchen folgt, das es vielleicht – oder vielleicht auch nicht – nur in seiner Fantasie gibt. Irving sitzt zwischen mir und Callie und hat je einen Arm um mich und um sie gelegt. Ich sehe jede halbe Stunde nach Annie. Nebenan dringt ab elf Uhr morgens die Musik zu uns herüber. Das Gelächter beginnt, etwas schrill klingende Gespräche, die schon nach kurzer Zeit geradezu fieberhaft fröhlich klingen. Ein- oder zweimal ist das Klirren von zerbrechendem Glas zu hören. Irving stellt den Fernseher lauter, aber der Film ist so blöd, dass sich keiner von uns darauf konzentrieren kann.

»Ich geh mal kurz einkaufen, wir brauchen noch Haferflocken für Porridge und Zinksalbe«, erklärt Irving schließlich.

Ich weiß schon, was das bedeutet. Ich erkenne es an den winzigen, angespannten Muskelbewegungen um seinen Kiefer herum. Er wird zum Supermarkt gehen und auf dem Nachhauseweg wie selbstverständlich auf einen Drink bei der Party reinschauen. So zumindest wird es anfangen. Ich bin dermaßen wütend, dass ich kaum noch etwas erkennen kann. Kleine schwarze Punkte schweben vor meinem Sichtfeld herum.

»Wir haben genug Haferflocken und Zinksalbe«, erkläre ich.

»Und du bist vielleicht ansteckend, das hat Mom doch gesagt«, fügt Callie hinzu. »Vielleicht wird ein kleines Kind krank.«

Ein seltenes Gefühl der Liebe und Dankbarkeit für sie überkommt mich. Auch wenn ich den Verdacht nicht abschütteln kann, dass sie einfach nur nicht mit mir allein sein mag.

Neben mir spüre ich, dass sich Irvings Laune jetzt rapide verschlechtert. Keiner sagt ein Wort. Auf dem Bildschirm folgt das eingebildete Kaninchen dem Mann. Nebenan dringt jazzige Musik durch die fröhlichen Schreie.

Schließlich erkläre ich, dass es jetzt genug ist, und schalte den Film ab. So läuft das Familienleben meiner Erfahrung nach nun mal. Immer wenn man versucht, das zu tun, was Familien in Zeitschriften und in Fernsehserien eben so machen, folgt unweigerlich das Versagen.

Eigentlich bin ich nicht der Typ, der viel Zeit vor dem Fernseher verbringt. Als ich das erste Mal einen Actionfilm gesehen habe, bin ich vor Aufregung fast gestorben. Oder wenigstens fühlte sich das so an. Heutzutage verstehe ich nicht mehr, warum jemand seine Zeit an Seifenopern verschwendet oder ins Kino geht. Ich lese nicht einmal oder schaue Nachrichten. So wie das Leben eben ist, ist es intensiv und schmerzhaft genug.

Es kostete mich Monate des Bettelns und der Erpressungen, Irving die Zusage abzurufen, aber schließlich habe ich die Schlacht darum gewonnen, das College zu Ende zu machen und Lehrerin zu werden. Und als Annie dann da war, bin ich wieder arbeiten gegangen. Irving legt großen Wert auf eine konventionelle Rollenverteilung. Das, was die Waagschale dann letztlich in meine Richtung neigte, war die offene Stelle an der Grundschule unserer Kinder, was bedeutete, dass ich den ganzen Tag mit ihnen in einem Gebäude verbringen würde. Das und die Tatsache, dass wir das Geld brauchten. Irvings Vater hatte damals viel Geld in dem Immobiliencrash verloren.

Ich liebe meinen Job. In der Schule bin ich als die ›Kinderflüsterin‹ bekannt. Die Bezeichnung soll zwar witzig klingen, aber es ist trotzdem eine Tatsache, dass ich geradezu zaubern kann, wenn es um meine Schüler geht. Die schüchternen Kinder blühen unter meinen Fittichen vorsichtig auf. Die hyperaktiven und manischen werden in meiner Anwesenheit ruhig und sanft. Eine Viertklässlerin, die im Lehrerzimmer als

›Schnappschildkröte‹ bekannt ist, weil sie dazu tendiert, geradezu um sich zu beißen, wenn sie sich langweilt, schreibt jetzt leidenschaftlich gern Aufsätze über die Kinderbücher von Maya Angelou. Zu Hause habe ich diese Macht allerdings nicht.

Ich liebe mein Haus, ein schachtelartiges Gebäude im Cape-Cod-Stil, das auf einem Grundstück mit heimeiligen 500 Quadratmetern grünem, leicht abfallendem Rasen liegt. Es ist immer die Frau, die dem Haus das Flair und den Stil verleiht. Sagen die Leute das nicht immer? Zwei große Eichen stehen neben dem Eingang. Zum Garten hin gibt es eine Veranda aus Fichtenholz, die im Schatten der großen Ahornbäume liegt, die neben dem Haus stehen. Ich habe diese Veranda selbst an drei Wochenenden nach einer Do-it-yourself-Anleitung in einem Buch zusammengebaut, das ich aus der Bücherei ausgeliehen hatte. Es war wirklich nicht schwierig, ich habe die Bohlen bestellt und sie dann wie ein Puzzle zusammengesteckt. (Eine der wenigen Gemeinsamkeiten von mir und Callie: Wir beziehen beide einen großen Teil unseres Wissens aus der hiesigen Bücherei.) Wie auch immer, jedenfalls ist es wundervoll, hier zu sitzen und der Sonne beim Untergehen zuzusehen. Oder einen heißen Tag zu genießen, wenn die Ahornbäume Schatten über das Grün werfen. Dann kann ich mir vorstellen, in den Baumwipfeln zu sitzen. Außerdem ist diese Terrasse ganz einfach zu putzen. Uns muss das Nachbarschaftskomitee nicht ermahnen, den Rasen zu mähen oder Mulch auf die Blumenbeete zu streuen. Oder die Kalksteinauffahrt zu fegen, die sich zur Eingangstreppe hinaufzieht. Ich halte

das alles peinlich sauber. Ich liebe den Garten dafür, dass er so schlicht ist. So in sich abgeschlossen. Das ist ganz anders als der Ort, an dem ich aufgewachsen bin, wo sich in alle Himmelsrichtungen nur heißer, toter Sand und Felsbrocken erstrecken. Wenn man Tag für Tag nichts anderes sieht, hat man das Gefühl, man sitzt in einer Falle.

Hier, in diesen endlosen Reihen von Einfamilienhäusern, fühle ich mich geborgen. Sie haben alle einen drolligen Anflug von Individualität; hier zierte ein Vogelbad den Vorgarten, dort sieht man einen kleinen Teich, drüben ist der Briefkasten in einem vorwitzigen Pink gestrichen. Ab und zu gibt es bunte Glasfenster, unterschiedliche Türklopfer, verschiedene Steinarten für die Auffahrt ... Weiter als mit diesen Extremen kann man nicht gehen, wenn man etwas individuell halten will. Aber diese Unterschiede sind wichtig. Sie sind die Stempel, die die Menschen hier ihrer eigenen Welt aufdrücken.

Ich sagte, ich fühle mich geborgen. Ich glaube, ich meine damit, dass meine Kinder hier geborgen sind. Das sind zwei verschiedene Dinge und nicht immer dasselbe. Vielleicht gibt es einen Punkt, an dem man sich für eines von beiden entscheiden muss. Es ist besser, Teil einer Einheit zu sein, die »Cussens«, als Individuen. So fällt man weniger auf.

Irving schließt sich in seinem Arbeitszimmer ein. Callie holt sich ihre Stifte. Sie hat nie ein Problem damit, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und ich muss nie hinter ihr her sein, damit sie ihre Hausaufgaben

macht. In ihrer Persönlichkeit gibt es verwirrende, unerwartete Momente der Erleichterung. Sie sitzt also an dem altmodischen Rollsekretär im Wohnzimmer und beugt sich tief über ihren Zeichenblock. Die Buntstifte machen trockene und einschläfernde Geräusche. Sie beginnt leise vor sich hin zu summen, ohne eine erkennbare Melodie. Das zerrt an den Nerven, und ich würde ihr am liebsten sagen, dass sie ihre Brille aufsetzen soll, aber ich unterdrücke beide Impulse. Ich habe sehr früh gelernt, taktisch zu handeln. Ich suche mir die Schlachten aus, die ich schlagen will.

Um eins hat sich Annies Ausschlag ausgebreitet. Ihre Hände, die nach wie vor in den Fäustlingen stecken, sind unter ihrem Kinn zu Fäusten geballt, eine dunkle Haarsträhne liegt auf ihrer Wange und flattert im Rhythmus ihrer Atemzüge. Ich kontrolliere das Klebeband an ihren Handschuhen, das immer noch fest ist, und streiche ihr das Haar aus dem Mund.

»Es ist zu hell«, murmelt sie, also schließe ich die Vorhänge, was den Raum in eine geheimnisvolle, silbrige Dunkelheit taucht.

»Soll ich deinen Stern anmachen?«, frage ich leise.

»Ja«, flüstert sie zurück, ohne die Augen zu öffnen. Ich gehe ans Fenster und schalte ihr Nachtlicht an. Die Lampe hat die Form eines Sterns, der im Dämmerlicht des Zimmers hell erstrahlt. Sie ist hellrosa, wie Bubblegum oder das Innere einer blassen Pfingstrose. Die Farbe, in der kleine Mädchen träumen. Ich habe immer das Gefühl, dass Annie geschützter ist, wenn die Lampe leuchtet. Ich weiß aber, dass das keinen Sinn ergibt.

Als ich den Blick hebe, steht Irving im Türrahmen. Ich habe ihn gar nicht kommen hören. Er hat die Fähigkeit, absolut still zu stehen, als würde er nicht einmal atmen. Das ist an einem lebenden Menschen wirklich irritierend.

»Wie geht es ihr?«

»Sie schläft.«

»Lass es nicht an den Kindern aus, Rob«, fängt er an. »Callie will wirklich auf diese Party gehen. Erlaub es ihr, du kannst sie wegen Annie nicht hier zu Hause einsperren.«

Annie regt sich und öffnet ein Auge. »Wasser«, piepst sie leise.

»Sicher, Mäuschen, Mami holt dir welches. – Geh mir aus dem Weg«, kommandiere ich zwischen zusammengepressten Lippen in seine Richtung und drücke mich an ihm vorbei. »Du bist schuld.«

Zornig dreht er mir den Rücken zu und geht ins Bad, um seine Diabetes-Tablette zu nehmen. Er wird wohl ein paar Minuten brauchen, um die Dose zu finden. Ich habe sie im Badezimmerschrank ganz nach hinten geschoben und hinter einer alten Tube Vaseline versteckt. Das ist zwar ziemlich kindisch, aber in dieser Zeit stehe ich einfach nicht über den Dingen.

Unsere Streite fangen immer auf unterschiedliche Weise an, enden aber ähnlich. Wir zischen uns an wie Schlangen, während ich die Geschirrspülmaschine einräume oder Wäsche zusammenfalte, er Seminararbeiten korrigiert und sein Stift in der Luft herumstochert. Beide achten wir immer darauf, dass die

Kinder oben schlafen. So machen wir das schon seit Jahren. Schließlich fallen wir dann gemeinsam ins Bett, erschöpft und geschwächt von all dem Gift, das uns verzehrt.

Letzte Nacht hat es mit unseren elektrischen Zahnbürsten angefangen, deren Akkus leer waren. Beide standen auf dem Ladegerät, aber irgendjemand hatte den Schalter ausgemacht, der die Steckdosen an der Wand mit Strom versorgt, also funktionierten sie nicht. Eigentlich ist es Callie, die die Gewohnheit hat, an Schaltern herumzuspielen.

Mit den Zahnbürsten fing es also an, aber es dauerte nicht lange, bis wir bei Katherine, der Laborassistentin, angelangt waren. Irving arbeitet oft länger. Das stört mich nicht. Die Laborassistentin arbeitet ebenfalls oft länger. Katie, so nennt er sie, trägt ein Parfüm namens *Sentient*. Ich weiß das, weil seine Anzüge von oben bis unten danach riechen. Sein ganzer Schrankteil stinkt nach *Sentient*.

Ich zischte wie eine Schlange, mit geballten Fäusten. Meine Kehle zog sich so eng zusammen, dass die Worte wie bittere Galle hervorquollen. Meine Augen brannten.

Irving begann zu stochern. Er rührt mich nicht an, er stochert. Sein Finger sticht zittrig in meine Richtung, hält aber einen Zentimeter vor mir an. Er tut das im Rhythmus seiner Worte. »Du wolltest das so. Das wolltest du, als wir uns kennengelernt haben, und jetzt jammerst du bloß.«

Das Chaos eines Erwachsenenlebens, in dem man so versunken ist. Wo die Schuld wie ein Wandteppich

aus Filz ist, so eng gewoben, dass man die Fäden nicht mehr entwirren kann.

Ich versuche zu lesen, als ich Annie oben weinen höre.

»Nein«, schluchzt sie. »Nein, nein!«

Ich öffne die Tür. Sie und Callie streiten sich um etwas, beide halten es fest und zerren daran. Es ist die rosafarbene Sternenlampe. Annies Kopf ist zurückgeworfen, ihr Mund bildet ein »o« des Kummers. Callies Miene ist ausdruckslos wie immer, aber sie hat ihre Unterlippe zwischen die Zähne genommen.

»Gib sie mir«, sagt sie mit gepresster Stimme. »Oder jemand stirbt!«

»Ich hasse dich, Callie«, erklärt Annie. »Gott hasst dich auch.« Sie holt mit einer behandschuhten Faust aus.

Ich trenne die beiden mit aller Kraft. Die rosafarbene Lampe ist wie durch ein Wunder noch heil. Ich nehme sie Callie aus den feuchten, fest zupackenden Händen und platziere sie wieder auf dem Fensterbrett. Der liebe Himmel mag wissen, warum Callie sie jetzt haben will.

»Mama«, drängt mich Callie. »Erlaub ihr nicht, sie zu behalten!«

»Sie ist immer so gemein zu mir!«

»Du meine Güte!«, rufe ich. »Seid endlich still, alle beide! Lest doch ein Buch!«

Irving sitzt an der Kücheninsel und hat die Füße auf einem Stuhl abgelegt. Ich unterdrücke einen ärgerlichen Ruf. Er weiß, wie sehr ich das hasse: schmutzige Füße auf meinen schönen Stühlen.

Meine Küche ist mein liebster Raum. Ich habe ewig gebraucht, mich für das Holz zu entscheiden, aus dem die Kochinsel gebaut wurde, und vergesse nie, es sonntags einzuölen. Ich habe das Muster der Bodenfliesen selbst entworfen, die Spiralen mit dem blassblau glasierten Terrakotta. Auch das Hängeregal über der Insel habe ich selbst gebaut, ebenso wie die Arbeitsplatten, die ich selbst gelegt habe. Schreinern ist gar nicht so schwierig, wenn man sich ein wenig Zeit dafür nimmt. Ich habe die Töpfe mit dem Kupferboden fein säuberlich der Größe nach an das Regal über der Kücheninsel gehängt.

In der Mitte der Kochinsel steht eine Schüssel mit etwas Mehllartigem darin. Irgendwie wirkt das stolz, allein wegen des Platzes.

»Was ist das?«

Ich gehe an die Hängeschränke, um nach Aspirin zu suchen. Nicht für Annie, für mich.

»Ich mache einen Spotted Dick. Gedämpften Pudding mit Trockenfrüchten«, erklärt er. Er kocht eigentlich nie, ist aber sehr stolz auf seine Kuchen und diese stärkehaltigen, britischen Puddings, die man dämpfen muss. Er glaubt, daran zeige sich sein Stil. »Hey, Rob«, meint er dann. »Probier mal und sag mir, ob ich noch mehr Johannisbeeren dazutun muss.«

Nichts möchte ich weniger, aber wieder einmal verschiebe ich einen Streit und hol mir einen Löffel. Traurig denke ich an Annie und Callie. Früher waren sie mal sehr gute Freundinnen und spielten immer miteinander. Ich würde ja sagen, dass es daran liegt, dass Callie in einem schwierigen Alter ist, aber so gesehen war bisher jedes Alter schwierig für Callie.

Ich tauche einen Löffel in die Schüssel und erkenne erst jetzt, was wirklich darin ist. Ich schreie auf, ich kann nichts dagegen tun, auch wenn ich genau weiß, dass es das ist, was er will.

Er biegt sich vor Lachen und schnappt nach Luft.
»Dein Gesicht!«

»Das ist einfach schrecklich.« Meine Stimme zittert.
»Es ist wirklich schrecklich, jemandem einen solchen Streich zu spielen.«

»Ich muss sie aufwärmen«, erklärt er geduldig.
»Morgen wollte ich mit John angeln gehen.« Ich kann die Maden jetzt riechen, die Säure, den Ammoniak der Verwesung, der von ihnen ausgeht. Irving bewahrt die Köder im Kühlschrank draußen in der Garage auf. Ich hätte wissen müssen, dass er mir heimzahlen würde, dass ich ihm seine Party verboten habe.

In der Schüssel kringeln sich die langsam aufwachenden Maden und strecken ihre runden Köpfe in die Höhe. Ihre Leiber sind rot wie Blut.

Ich glaube, dass jeder eine Geschichte erzählen könnte, die ihn voll und ganz erklärt. Das hier ist meine.

Callie war zwei. Sie war ein schwieriges Kleinkind, sie hat erst spät gesprochen und war immer voll stillem Zorn. Schon damals war ihr Gesicht ständig zu einer grimmigen Miene verzogen. Es sei denn, ihr Blick fiel auf ihren Vater. Dann kroch ein vorsichtiges Lächeln über ihre Züge, und mir wurde klar, dass sie nur ein Baby war.

Sie war auch immer ein Flüchter. Sie konnte Türen, Schubladen, Schranktüren öffnen, mit Klinken und

Schlössern umgehen, die gar nicht in ihre kleinen Hände hätten passen sollen.

An einem Nachmittag sollte Irving von einem Kongress nach Hause kommen. Callie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sie schlief niemals, keine Sekunde, wenn ihr Vater nicht im Haus war. Ich war erschöpft, die Luft an dem Tag damals war genauso stickig und zäh, wie ich mich fühlte. Ich setzte Callie in ihren Hochstuhl, um kurz etwas aus dem Bad zu holen. Ich schwöre, ich bin dort nicht länger als 30 Sekunden gewesen. Als ich wieder ins Zimmer kam, war sie halb aus ihrem Stuhl ins Spülbecken geklettert. Einen ihrer kleinen Arme hatte sie bis zur Schulter in den Müllzerkleinerer gesteckt. Ihr Blick war hoch konzentriert, die kleinen Finger ihrer anderen Hand tasteten nach dem Schalter des Zerkleinerers, der sich an der Wand befand.

Ich rannte los und riss sie fest an mich. »Tu das niemals, niemals wieder«, rief ich.

Sie sah mich erstaunt an, öffnete weit den Mund und schrie los. Es stach mir wie Nadeln in den Kopf.

Es dauerte Stunden, bis ich sie schließlich in ihrem Kinderbettchen schlafen gelegt hatte. Immer noch zitterte die Welt um mich herum, als bestünde sie aus Wackelpudding. Ich ließ mich auf die Couch fallen und war sofort eingeschlafen.

Ich wachte auf, weil ich seine Hand auf der Stirn spürte. Irving sah auf mich herab, mit unbewegtem Blick aus seinen dunklen Augen.

»Callie war ein Albtraum«, sagte ich.

»Mir geht's auch gut, danke«, meinte er ätzend. »Die Konferenz war großartig.«

»Ich habe ja nicht geahnt, dass es so werden würde. Ich glaube, sie mag mich nicht.« Ich hörte, dass ich weinerlich klang, und ein Teil von mir hasste mich dafür.

»Sie ist doch bloß ein Kind. Versuch bitte, das etwas vernünftiger zu sehen.« In seinen Sätzen schwang etwas Unbekanntes, Unvertrautes mit. Mein Herz wurde schwer. Schon wieder eine. In der ersten Verliebtheit einer Beziehung nimmt Irving immer die Sprachmuster der Neuen an.

Ich setzte mich auf und beugte mich vor, als wollte ich ihn küssen. Ich roch den Whisky in seinem Atem. »Hat es überhaupt eine Konferenz gegeben?«, fragte ich und war selbst überrascht von meiner Direktheit.

Er nahm eine Strähne meines Haars zwischen Zeigefinger und Daumen und zog so fest daran, dass mir die Tränen kamen. »Sieh mal nach deiner Tochter«, meinte er. »Meine Güte.« Er ließ das Haar los und wischte sich dann die Hände ab, als hätte er etwas Unangenehmes an den Fingern.

Ich stand auf, ging aber nicht zu Callie. Ich war bis zum Rand von etwas Grimmigem, Aufbrausendem erfüllt, das kurz vor dem Überlaufen stand. »Ich kann das nicht mehr«, sagte ich und war überrascht, wie sachlich ich es vorbrachte. »Ich gehe. Wir müssen nicht verheiratet bleiben, Irving!«

Diese Erkenntnis überkam mich wie eine Erleuchtung, wie ein Lichtblitz. Aber als ich dann seine Miene sah, floh ich.

Nach einem Augenblick der Überraschung kam Irving hinter mir hergelaufen. Ich rannte durchs Haus,

immer wieder streiften meine Hände die Türrahmen. Dann passierte, noch während ich rannte, etwas ganz Furchtbares. Mein Körper erinnerte sich an ... Weglaufen, Furcht, Gefahr und ein Keuchen direkt hinter mir. Plötzlich war die Erinnerung wieder da und schnürte mir die Kehle zu. Ich muss daran glauben, dass dies der Grund war, warum ich das tat, was ich als Nächstes tat. Ich öffnete die Haustür, die Nachmittagsluft war wie der Atem der Freiheit. Aber ich lief nicht hinaus. Ich wartete, bis Irving mich eingeholt hatte, trat erst dann auf die Veranda und schlug die Tür hinter mir zu. Direkt auf seine Hand, die gerade nach dem Türrahmen gegriffen hatte. Ich hörte das Knacken, gefolgt von seinem Schmerzensschrei. Ich wandte mich ab. *Niemand kann mich zwingen, das weiter mitzumachen*, dachte ich.

Ich ging durch den Vorgarten, der zu dieser Zeit nichts weiter als eine erdige Fläche bis hin zur Straße war. Wir hatten noch keine Zeit gehabt, uns darum zu kümmern. *Was soll ich jetzt machen?*, fragte ich mich. Ich hatte keinen Job und auch keine Freunde.

Dort, wo der Vorgarten in den Bürgersteig überging, lag irgendetwas. Zuerst dachte ich, es sei ein Kissen oder ein Schemel, den man dort als Sperrmüll abgestellt hatte. Manchmal kommt das sogar in einer so netten Nachbarschaft wie unserer vor. Aber es war Callie. Sie saß beinahe auf der Straße, man konnte sie in ihrem grauen Schlafanzug mit den rosa Elefanten darauf leicht übersehen.

Ich rannte zu ihr hin. Mein Körper bestand nur noch aus Angst.

Sie sah mich mit ihren großen Augen an, die vom Weinen immer noch geschwollen waren. »Bleich«, sagte sie und streichelte ein braunes, halb vertrocknetes Unkraut, das aus den Rissen in den Betonplatten des Bürgersteigs gewachsen war. Die Überreste einer Blüte hingen noch daran. Ich setzte mich, ganz plötzlich erschöpft, neben sie. »Das tut mir leid, Liebes«, sagte ich. »Es tut mir leid.«

Da wusste ich, dass ich nicht gehen würde. Es war ja nicht ihre Schuld. Nichts davon war ihre Schuld.

Ich hob sie auf. Ausnahmsweise wehrte sie sich nicht, sondern legte mir den Kopf auf die Schultern. Langsam gingen wir zum Haus zurück, und ich legte sie wieder in das Kinderbett. »Ich werde den Garten für dich anlegen«, sagte ich zu ihr und küsste sie auf die Stirn. Mochte sie auch nicht zulassen, dass ich sie liebte, aber für sie sorgen konnte ich trotzdem.

Irvings Hand war zwar schlimm gequetscht, aber nicht gebrochen. Also kühlte ich sie mit Eis und wir saßen an der zerbeulten Kücheninsel aus Kunststoff. Beide schwiegen wir, vom Streit erschöpft. *Ich sollte etwas aus diesem Raum machen*, dachte ich. Damals war die Küche nur sehr rudimentär und billig eingerichtet, das Linoleum auf dem Boden war rissig, der Wasserhahn tropfte fürchterlich. Ich stellte mir vor, wie sie aussehen würde, wenn über der Insel ordentlich aufgehängte Pfannen mit Kupferboden prangten, Kräutertöpfe an den Fenstern stünden oder es vielleicht sogar ein Gewürzregal gäbe.

»Keine Überstunden mehr«, bat ich Irving. Ich meinte natürlich nicht die Überstunden selbst, sondern

dass er nicht mehr am frühen Morgen heimkommen oder die Wortwahl anderer Frauen übernehmen sollte. »Abgemacht?«

Abschätzend sah er mich an. »Um einen Gefallen zu bitten, steht dir wohl kaum zu«, meinte er und wies mit dem Kinn auf seine verletzte Hand.

Ich musste es irgendwie gutmachen. Damit es wieder funktionierte zwischen uns. Zögernd legte ich meine Hand auf seine unversehrte.

»Callie hat ein neues Wort gelernt.« Ich erzählte ihm die Geschichte und lachte. Ein bisschen weinte ich auch dabei. Er lächelte, und ich wäre vor Erleichterung, dass mir vergeben war, beinahe zusammengesunken. Und spürte dann auch einen grimmigen Stich des Stolzes. Sie hatte mir das neue Wort mitgeteilt, nicht ihm. Dann wurde mir klar, was wir zu tun hatten.

»Wir sollten noch eins bekommen«, meinte ich. »Noch ein Baby.«

»Ja«, erwiderte er. Ich weinte fast, als ich die Wärme seiner Zustimmung wieder spüren konnte. Wenn wir zwei Kinder hätten, überließe er mir vielleicht etwas von ihrer Liebe.

Seither frage ich mich, warum er sich damals mit dieser Idee einverstanden erklärte. Sein Vater hatte noch nicht alles verloren. Ich glaube, Irving hoffte auf einen Jungen. Er dachte wohl, dass der alte Mann vielleicht großzügiger wäre, wenn er einen Enkel bekäme. Was mich anging ... O Gott, ich wollte ein Kind ganz für mich. Callie war immer Irvings Liebling. Eigentlich sollte man ja weniger egoistische Gründe haben, ein Kind zu wollen.

Ich bekam den Wunsch erfüllt. Als Annie geboren wurde, spürte ich es gleich: Wärme überflutete mich, als sie mich mit ihren tiefblauen Augen zum ersten Mal ansah. Sie war von Anfang an ein einfaches Kind, und sie war mein Liebling. Sie und ich, wir passen zusammen. Wir sind Teil voneinander, wie Callie und ich es nie waren.

Auf eine Weise allerdings funktionierte es nicht. Die Kinder haben Irving immer weiter aus meinem Fokus entfernt. Und er schätzt es nicht, am Rande des Scheinwerferkegels zu stehen. Außerdem wurde es kein Junge, der Irvings Vater veranlasst hätte, höhere Schecks auszuschreiben. Aber ich bleibe weiter bei ihm, weil ich auf diese Weise meinen beiden Kindern Eltern geben kann, die sich um sie kümmern, ein helles Haus mit Blumen und einen duftenden Garten mit einem Rasen, über den man laufen kann. Auch wenn Irvings Überstunden wieder angefangen haben. Wie immer. Aber ich bleibe.

Ich tue es für sie, aber auch für mich. Sundial, Falcon, Mia, diese ganze Sache mit Jack, alles das trennt mich von anderen Menschen, und ich habe immer noch dieses brennende Verlangen, mich anderen anzupassen. Ich wünsche mir nichts mehr, als in der unauffälligen Masse von Familien mit Häusern in den Vorstädten und Frauen, die Lehrerinnen oder Erzieherinnen sind und keinen Ehrgeiz haben, zu verschwinden. Callie ist meine Tochter, und ich liebe sie. Ich werde sie niemals wissen lassen, auf keinen Fall, dass ich sie manchmal nicht mag. Wie hart ich manchmal daran arbeiten muss, sie zu lieben.



Foto: Robert Hollingworth

Catriona Ward wurde in Washington, D. C. geboren und wuchs in den USA, Kenia, Madagaskar, im Jemen und in Marokko auf. Heute lebt sie in England.

Ihr Debüt *Rawblood* (2015) erhielt den British Fantasy Award als bester Horror-Roman des Jahres. *Little Eve* gewann den Shirley Jackson Award und wieder den British Fantasy Award für den besten Horror-Roman 2019.

Catrionas dritter Roman *The Last House on Needless Street* erschien 2021 und wurde zum Bestseller, der demnächst verfilmt wird. 2022 folgte der ähnlich erfolgreiche Thriller *Sundial*.

Festa wird alle vier Romane auf Deutsch veröffentlichen.

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de